

ULRICH WOELK

Der Sommer meiner Mutter



Roman C.H.Beck



Housewarming

Am Osterwochenende half auch mein Vater beim Einzug mit. Er trug mit Herrn Leinhard Möbel durch die Wohnung, die von den Möbelpackern zunächst auf einen bestimmten Platz gestellt worden waren, nun aber doch woandershin sollten, weil Frau Leinhard der Meinung war, dass das besser aussah. Außerdem verstand Herr Leinhard nicht das Geringste von elektrischem Strom. Das hatte er sich vor dem Umzug nicht klargemacht. Deswegen waren die Leinhardts, um Licht zu machen, zunächst auf ihre drei oder vier Stehlampen angewiesen, die man an Steckdosen anschließen konnte.

Alle Decken- und Wandleuchten blieben in den ersten Tagen ungenutzt in den Umzugskartons liegen, weil es nicht möglich war, so kurzfristig vor Ostern einen Elektriker zu bekommen. Am Karfreitag sprang mein Vater ein, für den die Montage einer Deckenleuchte oder einer Wandlampe ein Kinderspiel war. Wahrscheinlich machte er sich sogar gern auf diese Weise nützlich. Es gefiel ihm, sein handwerkliches Geschick einzusetzen, das er im Beruf als leitender Angestellter nicht mehr brauchte.

Aus Dankbarkeit für die Hilfe luden die Leinhardts uns an einem der nächsten Wochenenden ein – wobei sie mich ausdrücklich mit einschlossen. Das war insofern ungewöhnlich, als ich es nur von Familienfesten kannte, dass auch Kinder dazugehörten. Wurden meine Eltern abends von Freunden oder Arbeitskollegen meines Vaters eingeladen, war es unüblich, Kinder mitzubringen.

Herr Leinhard erklärte meinen Eltern bei dieser Gelegenheit, dass er es für falsch hielt, Kinder vom Elternleben auszuschließen und sie bei vermeintlichen Erwachsenen-Anlässen in ihre Zimmer zu verbannen. Stattdessen, sagte er, habe er Kinder gern um sich und empfinde sie bei *jeder* Gelegenheit als Bereicherung.

Frau Leinhard stimmte ihm zu. Kinder sollten am Leben der Erwachsenen teilhaben, wie man als Eltern ja auch versuchen sollte, möglichst intensiv am Leben der Kinder teilzunehmen.

Ich war also mit eingeladen. Herr Leinhard fügte aber hinzu, dass es natürlich *meine* Entscheidung sei zu kommen. Er respektiere den Willen von Kindern und wolle mich auf keinen Fall zu irgendetwas zwingen.

Ich kam sehr gerne mit. Ich freute mich darauf, Rosa wiederzusehen. Sie hatte die Osterwoche bei einer Freundin in Münster verbracht. Bevor Herr Leinhard als Dozent nach Köln gekommen war, hatte er, wie wir inzwischen wussten, an der dortigen Universität gelehrt.

«Ich hätte auch nach England ans *Oxford College* gehen können», erzählte er am Abend. «Ich war vor Kurzem dort. Es wäre eine sehr reizvolle Stelle. Aber aus

politischen Gründen denke ich, mein Platz ist hier.»

Es war eine Einladung mit Abendessen. Frau Leinhard hatte etwas gekocht, das wir zu Hause nicht kannten. Deswegen konnten wir auch nicht beurteilen, ob ihr das Gericht gelungen war. Sie sagte, es wäre ein Rezept aus Griechenland, wo sie zwei Jahre gelebt hätten, bis es zu einem Putsch gekommen war.

Das Gericht, so erklärte uns Frau Leinhard, hieß Moussaka und war eine Art Brei aus Hackfleisch, Kartoffeln und einer weißgrauen, schmierigen Masse. Es schmeckte gar nicht schlecht, aber die Konsistenz der weißgrauen Masse versuchte ich durch Verkneten mit den Kartoffeln in so etwas wie Püree zu verwandeln.

«Und Sie sind wirklich für den Kommunismus?», erkundigte sich mein Vater.

Niemand aß mehr. Herr Leinhard nahm eine Schachtel Zigaretten vom Tisch und bot meiner Mutter eine an. Sie saß neben ihm, aber sie rauchte nicht. Mein Vater und Frau Leinhard zündeten sich ebenfalls Zigaretten an. Mein Vater hatte Frau Leinhard eine angeboten, aber sie hatte ihre eigenen, die etwas länger und schmaler waren. Mein Vater beugte sich zu ihr und gab ihr Feuer.

«Der Kommunismus wird kommen», sagte Herr Leinhard und blies den ersten Zug aus. «Das ist keine Frage des Dafür- oder Dagegenseins. Der Kommunismus folgt als System aus der Gesetzmäßigkeit der Historie.»

«Und die Freiheit nicht?», fragte meine Mutter.

«Der Kommunismus wird die Menschen befreien. Im Moment, das ist leider wahr, kann er das noch nicht, wie er es sollte, weil er sich dort, wo er herrscht, gegen seine Feinde wehren muss. Aber das ist eine Übergangsphase. Noch zwanzig Jahre, dann hat er sich in weiten Teilen der Welt durchgesetzt. Spätestens im Jahr 2000 ist der Kapitalismus Geschichte. Denken Sie an all die Länder, in denen der Kommunismus unaufhaltsam auf dem Vormarsch ist: Frankreich, Italien, Chile, Kongo.»

Mein Vater wandte sich an Frau Leinhard.

«Glauben Sie das auch?»

«Aber ja!», rief sie. «Ich trauere immer noch dem Leben in Griechenland nach. Tatá-tatatatá!»

Sie trällerte eine schnelle, nervöse Melodie, breitete dabei die Arme aus wie Vogelflügel und wiegte ihren Oberkörper hin und her. Herr Leinhard sah ihr zu. Es schien ihm nicht recht zu sein, dass sie so aufdrehte.

«Nett», sagte er, «aber es geht gerade nicht ums Tanzen.»

«Das sollte es! Tatatatá ...»

Sie wiegte ihren Oberkörper noch einmal hin und her. Sie trug ein ärmelloses, rosa schimmerndes Oberteil mit einem schmalen, weißen Rollkragen.

«Ich spreche über die kommende Revolution», fuhr Herr Leinhard fort. «Es gab eine große Aufbruchstimmung im griechischen Volk. Aber durch den Militärputsch wurde alles beendet.»

Frau Leinhard ließ ihre Arme sinken.

«Wolf, du bist hier nicht im Seminar.»

«Ich bin gefragt worden, wie ich zum Kommunismus stehe, und ich antworte darauf.»

«Nein, du dozierst.»

«Ach ja?»

«Was verstehen die Menschen wohl besser?», sagte sie. «*Gesetzmäßigkeit der Historie* oder Tatá-tatatatá ...!?» Sie drehte sie sich zu meiner Mutter. «Der Komponist heißt Mikis Theodorakis! Was für ein Name!» Sie ließ sich noch einmal jede Silbe einzeln auf der Zunge zergehen: «Miii-kis The-o-do-raaaa-kis!»

Meine Mutter und Frau Leinhard waren wirklich sehr unterschiedlich, dachte ich. Meine Mutter war in Gesellschaft zurückhaltend. Sie hätte meinem Vater im Beisein anderer niemals widersprochen oder sogar einen Streit mit ihm vom Zaun gebrochen.

Frau Leinhard füllte ihr Weinglas auf.

«Darf ich auch noch eins?», fragte Rosa.

Sie hatte zum Essen ein Glas Wein bekommen. Meine Eltern hatten mir noch nie Wein angeboten. Rosa war erst zwölf. Ihr Weinglas hatte sie inzwischen ausgetrunken. Ich wusste nicht, in welchem Alter man damit anfing, Wein zu trinken.

«Eins darfst du noch», sagte Frau Leinhard.

«Mehr auf keinen Fall», sagte Herr Leinhard.

«Meine Großmutter», erzählte Frau Leinhard, «hat jeden Nachmittag ein Glas Wein getrunken. Und wenn ich zu Besuch war, hat sie mir auch eins gegeben. Da war ich höchstens sechs oder sieben. Das war in der Pfalz so üblich. Sie ist fünfundachtzig geworden. Was ist mit dir, Tobi?»

«Uschi, bitte!»

Mein Vater hob beschwichtigend die Hand. «Warum denn nicht? Ich stimme Ihrer Frau zu. Man sollte Kinder früh, aber behutsam an Alkohol heranzuführen. Das ist der beste Weg zu lernen, später damit umzugehen. Wenn Tobi möchte, sollte er probieren dürfen. Er ist vor Kurzem elf geworden. Vielleicht ist es Zeit dafür.»

«Der Wein ist sehr lieblich», sagte Frau Leinhard, füllte ein Glas und stellte es mir hin. «Er schmeckt dir bestimmt.»

Der Wein war süß und brannte ganz leicht im Rachen, aber das war nicht unangenehm. Nach dem ersten kleinen Schluck nahm ich gleich noch einen zweiten, größeren.

«Was lehren Sie?», fragte meine Mutter Herrn Leinhard.

«Philosophie. Bloch, Adorno. Frankfurter Schule, wenn Ihnen das etwas sagt. Der Versuch, Marxismus und Psychoanalyse miteinander zu verbinden. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs und müssen alles auf den Prüfstand stellen. Die

Philosophie ist heutzutage wichtiger denn je.»

Mein Vater drückte seine Zigarette in den Aschenbecher. «Kommen die Studenten denn noch zu den Vorlesungen, oder machen sie nur noch Sit-ins?»

«Zu *meinen* Vorlesungen kommen sie!»

«Ach ja? Aber man hört, dass sie nur diskutieren wollen», sagte mein Vater.

«Nun», lächelte Herr Leinhard, «das ist das Wesen der Philosophie.»

«Ich meine, *gleichberechtigt* diskutieren», ergänzte mein Vater. «Als wüssten sie schon alles. Wozu braucht man dann noch Professoren?»

Herr Leinhard ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. «Vielleicht sollten Sie mit Ihren Arbeitern auch diskutieren.»

«Oh, besser nicht», lachte mein Vater. «Ein Auto kann man nicht auf demokratischer Basis bauen.» Er wandte sich an Frau Leinhard. «Stellen Sie sich vor, Sie wollen bremsen, aber die Arbeiter bei Volvo waren der Meinung, dass der Einbau von Bremsen zu kompliziert oder zu lästig ist. Das ist der Unterschied. Wir Ingenieure wissen genau, was zu tun ist.»

Er sah Frau Leinhard an, und sie nickte beifällig.

«Ich bin überzeugt, dass Sie recht haben», sagte sie, «aber wissen Sie, in *Alexis Sorbas* wird am Ende eine Art Seilbahn für Baumstämme oder so gebaut. Aber dann funktioniert irgendetwas mit der Bremse nicht, und die ganze kilometerlange Seilbahnkonstruktion kracht bei der ersten Fahrt zusammen. Und was geschieht danach? Alexis Sorbas fängt an, Sirtaki zu tanzen! Das ist der schönste Moment des Films, ich bekomme jetzt noch Gänsehaut davon. Sehen Sie!»

Sie streckte meinem Vater ihren Unterarm entgegen, und er nickte. «Aber natürlich», sagte er. «Manchmal können Pannen auch sehr amüsant sein.»

Mir wurde ein wenig schwindlig von dem Wein, aber es war ein angenehmes Gefühl. Ich kam mir dadurch erwachsener vor.

Frau Leinhard begann, die Teller abzuräumen.

«Die Auberginen waren nicht perfekt. Ich bin nach Ehrenfeld gefahren – eine Weltreise. Aber es gibt dort einen Gastarbeiterladen. Es sind Türken. Leider haben sie nicht so gute Ware wie in Griechenland. Die Auberginen waren stumpf. Sie werden schnell bitter. Aber was sollte ich machen?»

Mein Vater lobte das Essen.

«Aber ich verstehe natürlich nichts davon», fügte er hinzu.

«Wieso *natürlich?*», rief Frau Leinhard aus der Küche. Sie kam wieder zurück. «Alle reden von gesellschaftlichen Veränderungen, aber wenn's ums Kochen geht, soll alles so bleiben, wie es ist. Wir Frauen rauchen, fahren Auto, schreiben erfolgreich Bücher – warum sollen Männer nicht kochen, putzen und sich um die Kinder kümmern?»

«Denken Sie ernsthaft darüber nach?»

«Warum denn nicht?»

«Bestimmte Dinge sind von der Natur ja doch unabänderlich vorgegeben», sagte mein Vater.

«Die Emanzipation der Frauen wird kommen», sagte Herr Leinhard mit großer Bestimmtheit und ganz und gar unaufgeregt, «und ich befürworte das sehr. Sie wird aber nicht darin bestehen, dass wir Männer weibliche Tätigkeiten übernehmen. Vielmehr werden diese Tätigkeiten allmählich überflüssig werden und verschwinden – übrigens eine Aufgabe, bei der Sie als Ingenieur dringend gefragt sind», nickte er meinem Vater zu.

Zum Beispiel nahm Herr Leinhard an, dass es in Zukunft nicht mehr nötig sein werde zu kochen. Er glaubte, dass die Ernährung auf fertiges Essen aus Tiefkühlschränken umgestellt werden würde, das man nur noch erwärmen musste. Bügeln würde durch die Verwendung von Kunstfasern überflüssig, und irgendwann würde man solche Kleidung vielleicht auch nicht mehr waschen müssen. Sowieso würde es in einer modernen Welt keinen Schmutz mehr geben, weil es ja nicht mehr notwendig wäre, sich im Freien aufzuhalten. Büro, Auto, Wohnzimmer – in so einem Leben würde nichts mehr anfallen, was großartig wegzuwienern, zu bohren oder zu scheuern sei. Die Zukunft, die Herr Leinhard voraussah, würde sauber und bequem sein. Ein Paradies, insbesondere für Frauen.

«Und was ist mit den Kindern?», sagte meine Mutter. «Kinder werden auch in Zukunft gefüttert und versorgt werden wollen.»

«Es wird für alle Kinder Krippen- und Kindergartenplätze geben», sagte Herr Leinhard. «Das ist übrigens nicht nur eine praktische Frage, sondern eine politische. Es ist viel besser, wenn die Gesellschaft die Versorgung und Erziehung der Kinder übernimmt und eigens dafür geschulten Kräften überlässt. Vor allem ist es auch *gerechter*, denn dann haben alle Kinder *wirklich* die gleichen Startbedingungen. Nur das Austragen und Gebären werden wir den Frauen bei allem Einsatz für die Emanzipation wohl nicht abnehmen können – aber wer weiß. Vielleicht gibt es ja auch dafür in ferner Zukunft eine Lösung. Man darf den menschlichen Erfindungsgeist nie unterschätzen.»

Wir standen auf und gingen ins Wohnzimmer. Die hintere Wand bestand aus einem einzigen Bücherregal. Dass man so viele Bücher haben – und möglicherweise sogar *gelesen* haben konnte! Zum Garten hin führte eine Tür auf eine Veranda. Von dort aus konnte man den Mond sehen, der im ersten Viertel stand.

Ich sagte Rosa, dass jetzt die beste Zeit sei, um ihn im Fernglas zu beobachten. Durch den flachen Einfall des Sonnenlichts an der Grenzlinie zwischen Hell und Dunkel wären die Schatten der Berge und Kraterwände dort am längsten. Rosa hörte mir zu. Es war aber zu kalt, um lange draußen zu bleiben, und wir gingen zurück ins Wohnzimmer.

Meine Mutter sagte gerade zu Herrn Leinhard: «Würden Sie eine Gesellschaft